

Jochen Mariss

Tage am Fluss

Roman

Kiepenheuer & Witsch

Für die, die trotz allem,
was tagtäglich geschieht auf unserem blauen Planeten,
nicht aufgeben, nicht abstumpfen, nicht verbittern,
nicht gleichgültig werden,
nicht die Augen verschließen,
nicht die Hände in den Schoß legen,
sich nicht auf die Aussichtslosigkeit berufen,
auf die eigene Schwäche,
die nicht zur Tagesordnung übergehen,
sondern Tag für Tag, so gut es geht und auf ihre Art,
dem Unrecht die Stirn bieten und das Leben umarmen

1. Auflage 2026

© 2026, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,
Bahnhofsvorplatz 1, 50667 Köln
Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung Barbara Thoben, Köln

Covermotiv Radiate Your Light. 2017. Oil on Canvas

© Courtesy of Vicki Smith and Bau-Xi Gallery

Gesetzt aus der Athelas und der Canto

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-01367-2

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

produksicherheit@kiwi-verlag.de

*The miracle is not to walk on water.
The miracle is to walk on the green Earth.*

(Thích Nhất Hạnh)

Das Geräusch gehörte nicht hierher. Wie ein falscher Ton mischte es sich in die Sinfonie der frühen Stunde und wehte durch das Fenster herein, ein Schaben, so als würde jemand über ein Brett kratzen. Sara Harmsen stützte sich auf die Unterarme und horchte. Da war das Rauschen des Flusses, das verschlafene Gackern der Hühner im Stall, das Zetern einer Amsel. So hatte das schon geklungen, als sie noch ein Kind gewesen war. Nach heiler Welt, nach Frieden. Als gäbe es den Kampf nicht, der da draußen auf sie wartete.

Wie lange sie wohl schon wach lag? Die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht, der Pyjama klebte ihr am Körper, und außerdem tat ihr der Rücken weh. Dieses Ziehen in den Lendenwirbeln war die Quittung für die Birke, die sie gestern gefällt hatte, für die stundenlange Arbeit mit Axt und Kettensäge. Früher hatte ihr das nichts ausgemacht. Heute bekam sie davon Rückenschmerzen. Das waren die Vorboten des Alters, da machte sie sich nichts vor. Noch war es das gelegentliche Heulen eines fernen Sturms, aber seit sie auf die fünfzig zugeht, spürte sie, wie dieser Sturm allmählich näher kam.

Vielleicht konnte sie noch einmal in den Schlaf zurückfinden, wenn sie sich auf das Schnaufen neben ihr

konzentrierte. Der muskulöse Körper an ihrer Seite beruhigte sie, das Fell, der Geruch nach Tier. Wie sich das wohl anfühlte, ein Fell zu haben? Keine Kleider mehr, keine Schuhe. Alles wäre so viel einfacher. Ein Tier müsste man sein. Eine Bäarin vielleicht. Oder eine Raubkatze. Aber sie war kein Tier. Sie war eine Frau, die nicht schlafen konnte, die darauf wartete, dass die Sonne aufging.

Da war es wieder, das Schaben von vorhin. Sara Harmsen setzte sich im Bett auf und lauschte. Was zum Teufel war das? Hatte Luna nichts davon mitbekommen? Sie schlief weiter, als wenn nichts gewesen wäre, das schwarzbraune Fell hob und senkte sich, ihr kantiger Kopf ruhte auf den Vorderläufen. Früher hätte sie so ein Geräusch alarmiert. Sie hätte die Ohren aufgestellt, hätte den Kopf gehoben und angeschlagen. Aber auch Luna wurde älter. Was sollte bloß werden, wenn sie eines Tages nicht mehr da war? Was für eine Vorstellung, ein Leben ohne Luna, du meine Güte.

Wieder klang das Schaben herauf, die Hühner wurden unruhig. Jetzt hatte es auch die Hündin gehört. Sie reckte den Kopf und schnupperte, ihre Muskeln spannten sich, dann sprang sie auf und kratzte winselnd an der Tür.

Irgendetwas stimmte da nicht. In Sara Harmsens Ohren rauschte das Blut. Mit einem Ruck schob sie die Bettdecke beiseite und stand auf. Als sie im Flur an der Tür mit den drei bunten Buchstaben vorbeikam, die das Wort JAN bildeten, stürzte Luna schon die ausgetretenen Stufen hinunter. Sara folgte ihr und schlüpfte

unten in die grünen Gartenschuhe, Luna bellte. Jetzt mach schon auf, schien sie zu drängeln.

»Ja doch, sofort.«

Sie trat hinaus auf den steinernen Treppenabsatz. Hier sah alles aus wie immer: Die Linde streckte ihre mächtigen Äste über den Hof, durch die offene Schuppentür war der Traktor zu sehen, auf der Wäscheleine hing der rote Badeanzug. Luna schien etwas zu wittern. Mit ein paar Sätzen war sie beim Hühnerstall und bellte wie von Sinnen. Von drinnen drang das Angstgeschrei der Hühner heraus, es stellte Sara die Nackenhaare auf. Ihr Blick fiel auf das Dach des Stalls, auf die drei fehlenden Pfannen. Warum hatte sie das nicht längst repariert, Herrgott noch mal!

Sara schnappte sich das Jagdgewehr ihres Vaters von dem Haken hinter der Haustür, rannte im Pyjama zum Stall rüber und riss die Tür auf. Sieben Hühner und ein orangebrauner Schatten wirbelten darin herum, es war ein Flattern und Schnappen auf Leben und Tod. Sie hob das Gewehr und visierte das bewegte Ziel an, aber bevor sie zum Schuss kam, zischte das orange Fellbündel an ihr vorbei und suchte das Weite. Luna folgte ihm mit empörtem Gebell.

Sara stellte das Gewehr ab, die Hühner gackerten aufgeregt.

»Ist ja gut, meine Lieben. Der Fuchs ist weg, alles ist gut.«

Sie ließ sich auf der Schicht aus Sägespänen, Futterresten und Exkrementen nieder, die den Stallboden bedeckte. Mit einem Gurren versuchte sie, die Tiere

zu beruhigen und zu sich zu locken. Als Erste stakste Siwa heran, gefolgt von Dodona. Die beiden schienen okay zu sein. Doch dann sah Sara, was passiert war: Der Fuchs hatte Didyma erwischt. Ausgerechnet Didyma. Das Huhn blutete aus einer Bisswunde am Hals, es näherte sich mit wackeligen Schritten. Sara nahm das Tier auf den Schoß und streichelte ihm über den Rücken.

»Das sieht böse aus, Schätzchen.«

Ein rotes Rinnsal sickerte über die Federn. Saras Hände wurden blutig, es tropfte auf ihren Pyjama. Das Huhn zitterte und gab Klagelaute von sich.

»Verfluchter Fuchs«, murmelte sie in die weichen Federn.

Sara trug Didyma nach draußen. Sie wiegte ihr Lieblingshuhn, ging auf und ab, summt eine Melodie und spürte die Wärme des Körpers, das Zutrauen, das dieses Tier in sie setzte, die Hoffnung auf Hilfe. Schließlich blieb sie neben dem Hauklotz stehen, in dem noch die Axt steckte, mit der sie gestern das Birkenholz in Scheite gespalten hatte.

»Scht, scht«, machte Sara und streichelte Didyma über den Rücken. Sie mochte die Hühner, weil sie ihr vertrauten. Weil sie aufrichtig waren. Bei einem Menschen konnte man nie wissen, was sich hinter seinem Lächeln verbarg. Was die wahre Absicht hinter den schönen Worten war. Ein Huhn kannte keine Lügen.

»Ist ja gut«, raunte Sara in Didymas Federkleid, »ist ja gut.«

Einen Moment lang stand sie mit dem Huhn im Arm da und presste die Lippen aufeinander. Es half nichts.

Sie legte den Körper auf das Holz, löste die Axt aus dem Hauklotz und trennte den Kopf mit einem schnellen Hieb vom Körper. Ihre Brust zog sich zusammen. Es war, als hätte sie sich einen Teil ihres eigenen Körpers abgehackt. Als wäre nicht Didymas Kopf neben dem Hauklotz zu Boden gefallen, sondern ihre linke Hand, als würde das Blut, das über das Holz floss, nicht aus dem zuckenden Körper des Huhns sickern, sondern aus dem Stummel ihres Arms.

Die Sonne schob sich über den Horizont, es musste kurz nach halb sechs sein. Das Morgenlicht fiel auf das kopflose Huhn, das Sara zum Ausbluten an den Türknauf des Stalls gehängt hatte, auf die roten Flecken, mit denen ihr Pyjama übersät war, auf das Blut an ihren Händen und Armen.

Sara ging runter zum Fluss. Sie hockte sich neben dem Steg ans Ufer und hielt die blutigen Hände ins Wasser. Ihr Spiegelbild schaute ihr entgegen, das schmale Gesicht, die schwer zu bändigen rötlichen Strähnen. Andere Bilder legten sich darüber, die fehlenden Dachpfannen, der Fuchs im Hühnerstall, der abgetrennte Kopf, all das verschwamm in der Strömung.

Sara rieb und schrubbte an ihren Fingern, bis der Fluss auch die letzten Blutspuren aufgenommen hatte, so wie er alles und jedes geduldig aufnahm und forttrug in Richtung Meer, all den Schmutz, all die Angst und den Schmerz.

Sie setzte sich ein Stück oberhalb auf die Kieselsteine, stützte die Arme auf die Knie und schaute flussabwärts, dorthin, wo ihre blau-weiße Fähre am Anleger vertäut war. Wie weit sich der Fluss zurückgezogen hatte! Hier, wo sie jetzt saß, stand normalerweise die ganze Böschung unter Wasser, und der Fluss rauschte breit und

kraftvoll. Nun floss er träge dahin. Er war noch immer ein stattliches Gewässer, aber in der Hitze sank der Pegel von Tag zu Tag. Schon vor Wochen war der Schiffsverkehr eingestellt worden, und wenn es nicht bald regnete, würde Sara die Fähre nicht weiter betreiben können. Ihre Einnahmen würden ausbleiben. Und was dann? Wovon willst du dann leben, Sara Harmsen, wie willst du zurechtkommen?

Sara ging zurück zum Hühnerstall, nahm das kopflose Huhn vom Türgriff und brachte es in die Küche. Als sie das Huhn in einer Plastiktüte verpackt in den Külschrank schob, blieb ihr Blick an der Tür des Eisfachs hängen. Komm schon, nur ein kleiner Schluck, sagte sie sich. Auf den Schreck. Sie holte die Flasche heraus und setzte sie an. Wie gut das tat, dieses kühle Strömen, es löste den Knoten in ihrem Inneren. Einen Augenblick lang stand sie da und hielt die Augen geschlossen.

Sie ging hoch in ihr Zimmer und tauschte den blutbefleckten Pyjama gegen Hemd und Latzhose. Als sie kurz darauf wieder in der Küche stand, stürmte Luna herein. Sie war ohne Beute von ihrer Fuchsjagd zurückgekehrt und bellte und winselte abwechselnd, so als wollte sie sagen: Komm mal mit, ich muss dir was zeigen.

Sara beugte sich runter und kraulte ihr den Hals.

»Hast du die Stelle gefunden, wo der Halunke über den Zaun ist? Braves Mädchen! Na komm, zeig sie mir!«

Der Zaun gehörte zu den wenigen Dingen, für die sie ihrem Vater bis heute dankbar war. Aber vielleicht lag das daran, dass sie nicht nur den Zaun von ihm geerbt hatte, sondern auch seinen Glauben an das Schlechte,

der so einen Zaun überhaupt erst nötig machte. Ihre Mutter hatte den Zaun gehasst. Wir leben hier wie in einem Hochsicherheitstrakt, hatte sie geschimpft. Es war ein Wildschutzzaun, zwei Meter zwanzig hoch und mit einem dichten Drahtgeflecht, der obere Teil nach außen abgeknickt und mit Stacheldraht bewehrt. In einer schnurgeraden Linie führte er von der Mauer am Ufer des Fähranlegers den Hügel hinauf und dann auf der anderen Seite hinunter, bis er schließlich nahe der Badestelle wieder auf den Fluss traf. Dieser Zaun trennte das halbrunde, in die Biegung des Flusses geschmiegte Stück Land von einer feindseligen Außenwelt, er schützte es vor unliebsamen Besuchern, vor Neugierigen und vor allem anderen Übel, das da draußen krechtete und fleuchte. Und natürlich auch vor dem Fuchs. Eigentlich.

Luna führte Sara hoch zum Gemüsegarten und zeigte ihr die Stelle, wo der Fuchs aufs Grundstück gekommen war. Er hatte sich unter dem Zaun durchgegraben. Eine beachtliche Leistung, bei dem knochentrockenen Boden und einem Zaun, der am unteren Ende ein Stück weit eingegraben war. Als Sara das Loch wieder aufgefüllt und die Erde mit Steinen bedeckt hatte, lief ihr der Schweiß über den Rücken. Die Sonne zeigte bereits ihre ganze Kraft.

»Guck dir mal an, wie wir aussehen.«

Sara warf Luna einen kopfschüttelnden Blick zu und klopfte sich den Staub von der Latzhose. Gerade heute hätte sie das morgendliche Bad im Fluss gut gebrauchen können. Aber dafür war sie zu spät dran.

»Na komm, jetzt gibt es erst mal Frühstück.«

Wenig später trat Sara mit einem Tablett in den Händen durch die Haustür und freute sich auf Brot mit Rührei und auf grünen Tee. Vor dem Haus empfing sie das Gackern der Hühner, die scharrend über den Hof staksten, als hätten sie das Drama mit dem Fuchs längst vergessen. Oder als würden sie gleichmütig hinnehmen, was nun mal nicht zu ändern war.

Sara stellte das Tablett im Schatten der großen Linde auf den Tisch und ließ sich auf einem der Stühle nieder. Luna legte sich hechelnd neben ihr ins Gras.

Zeit für das Hühnerorakel. Sara schloss die Augen. Vor ihr lag der Weg, der von hier aus am Hühnerstall vorbei bis zum Fluss herunterführte und das Gelände in zwei Bereiche teilte. Die entscheidende Frage war: Hielt sich die Mehrzahl der Hühner links des Weges auf – was einen guten Tag ankündigte – oder musste Sara mit dem Schlimmsten rechnen, weil sich die meisten Hühner auf der rechten Seite aufhielten? Die Zuverlässigkeit dieser Vorhersage war erstaunlich. Fast immer passierten im Laufe des Tages Dinge, die Sara eindeutig dem Orakel zuordnen konnte. Kein Wunder – bei *dem* Orakel, schoss es ihr dann durch den Kopf. Zwar konnte sie es weder beweisen noch erklären, aber von der prophetischen Gabe ihrer Hühner war sie felsenfest überzeugt. Deshalb hatte sie die Legehennen nach sieben griechischen Orakelstätten benannt: Ephyra, Olympia, Dodona, Delphi, Klaros, Didyma und Siwa.

Sara öffnete ihre Augen. Drei der Hühner pickten links des Weges und die anderen drei rechts davon. Ein Hühnerorakel mit sechs Hühnern, das konnte ja nicht

funktionieren. Sie würde sich wieder ein siebtes Huhn anschaffen müssen. Und sie würde es wieder Didyma nennen. Wenn der Geist von Didyma hier noch irgendwo herumstakste, dann suchte er ganz bestimmt rechts des Weges nach Futter. Der Tag, an dem sie ihr Lieblingshuhn hatte schlachten müssen, konnte kein guter Tag werden.

Sara beugte sich über ihren Teller, nahm das Brot mit Rührei in beide Hände und biss davon ab. Siwa kam über den Hof heranstolz, sie strich ihr pickend um die Beine. Sara leckte sich die Finger ab und kraulte dem Huhn den Rücken, eine Geste, die Siwa mit inbrünstigem Gackern quittierte. Auch Olympia und Delphi näherten sich nun mit schlackernden Kehlkopflappen, um nachzusehen, was es hier gab. Kurz darauf scharrten und pickten alle sechs Hühner zu ihren Füßen.

»Danke für die Eier.« Sara nickte ihren Legehennen zu.

Siwa streckte sich und schlug mit den Flügeln. Dann flatterte sie plötzlich auf und landete gekonnt auf Saras Schoß. Im ersten Moment zuckte Sara zurück, aber dann legte sie ihre Arme um das leise gackernde Huhn und streichelte es.

»Na, du Schmusebacke?«

Sara fuhr mit den Fingern durch Siwas Federkleid und genoss die Ruhe, die das Huhn ausstrahlte. Sie musste an Jan denken, daran, wie gern er die Hühner gehabt hatte. Wie er mit ihnen geredet hatte, wie in einer fremden Sprache. Als Siwa genug hatte, sprang sie von Saras Schoß und riss sie aus ihren Gedanken. Himmel, sie hatte die Zeit vergessen. Sie wischte sich über das Gesicht. Um sieben musste sie an der Fähre sein, jetzt aber los!

Sara ging zum Fluss runter und folgte dann dem Trampelpfad in Richtung Anleger, immer am Wasser entlang. Die Provianttasche hatte sie geschultert, Brote, Äpfel, Nudelsalat und ausreichend Trinkwasser – das war das Wichtigste bei dieser Hitze. Schon von Weitem konnte sie sehen, dass die ersten Fahrgäste bereits an der Fähre warteten. Auch Luna hatte verstanden, dass sie es eilig hatten. Sie rannte voraus bis zu der vergitterten Tür, dort ließ sie sich auf ihr Hinterteil fallen und wartete mit heraushängender Zunge.

Sara schloss auf, nun waren es nur noch wenige Schritte bis zum Anleger auf der anderen Seite des Wildschutzauns. Im Gehen wischte sie sich den Schweiß von der Stirn, sie war zu spät. Keine zehn Minuten, aber eben doch zu spät. Das war vor allem für Emil und Pia ein Problem, die jeden Morgen die Fähre nutzten, um von Erlengrund zum Gymnasium in die Stadt zu kommen. Auch Felix Kowalsky und zwei, drei andere Leute aus Erlengrund, die auf der anderen Seite des Flusses einer Arbeit nachgingen, verließen sich darauf, dass die Fähre pünktlich um sieben Uhr ablegte. Und normalerweise konnten sie das auch.

Außer Emil und Pia hatten sich heute Morgen drei weitere Personen an dem Fahnenmast mit dem wappen-

förmigen Schild versammelt, auf das ihr Vater vor vielen Jahren die Worte *Anlegestelle Grüner Mond* gepinselt hatte. Da war ein junges Pärchen mit Packtaschen an den Fahrrädern, die Frau studierte gerade die Tafel mit den Fahrzeiten und den Preisen für die Überfahrt. Und da war Mieke Petersen, Saras Grundschullehrerin aus Erlengrund, die an jedem Montag- und Donnerstagmorgen zum Hallenbad in die Stadt radelte, um dort ihre Wassergymnastik zu machen. Wie alt war Mieke jetzt? Sicher an die achtzig. Es war erstaunlich, dass sie solche Strecken immer noch mit dem Rad bewältigte. Aber vielleicht war sie gerade deshalb so rüstig, weil sie sich überwiegend aus eigener Kraft fortbewegte.

»Tachchen Sara.« Mieke nickte ihr zu und stützte sich mit beiden Armen auf den Lenker ihres Fahrrads. »Dass *du* mal zu spät bist! Muss ich mir Sorgen machen? Kowalsky und die anderen sind schon wieder weg. Die sind mit dem Auto runter nach Niederbreden, zur Brücke. Kowalsky hat getobt, na ja, du kennst ihn ja. Immer höflich, immer korrekt, aber wenn irgendwas nicht nach Plan läuft, dann verliert er die Fassung.« Mieke sah sie kopfschüttelnd an. »Ich hab noch zu ihm gesagt: Warum gehst du nicht rüber zu Sara und klingelst? Aber das wollte er nicht.«

Sara schloss eilig das Gatter auf und stapfte mit scheppernden Schritten über den Metallsteg, der von der Ufermauer zu dem schwimmenden Anleger führte, an dem die kleine Fähre festgemacht war. Wie steil sie dabei nach unten gehen musste! Das lag an dem niedrigen Wasserstand. Sie öffnete die Kette, um ihre Fahr-

gäste an Bord der blauweißen Fähre zu lassen. Als die beiden Schulkinder sich mit ihren Rucksäcken an ihr vorbeidrückten, blieb Emil kurz stehen und blinzelte gegen die Sonne zu ihr hoch.

»Du bist zu spät«, sagte er ernst.

Ja, du meine Güte. Da war sie ein einziges Mal zu spät, und schon musste sie sich von einem elfjährigen Schlaumeier Vorwürfe anhören. »Mach du mal lieber voran, sonst wird es noch später«, fuhr sie Emil an.

Emil zuckelte weiter und die drei Erwachsenen schoben ihre Räder an Bord. Das Boot war klein, maximal zehn Personen konnte sie transportieren, zusammen mit ihren Rädern. Aber dass ihre Fähre voll besetzt war, kam trotzdem nicht oft vor.

Als alle an Bord waren, legte Sara die Kette wieder vor, löste die Vertäuung und ging rüber zu ihrem überdachten Bereich am Ende der Fähre, wo Luna schon ihren angestammten Platz in ihrem Körbchen eingenommen hatte. Mit dem Steuerhebel betätigte sie das Ruder, so dass sich die Fähre schräg in die Strömung stellte und über den Fluss glitt.

Während der Überfahrt hielt sich Sara unter ihrem Verdeck auf. Das war der beste Ort an heißen Tagen wie diesem. Sie stützte sich mit den Ellbogen auf die Reling und schaute über den Fluss. Am Anleger auf der anderen Seite fuhr gerade der Linienbus ab, der einmal pro Stunde von dort in die vier Kilometer entfernte Stadt fuhr und der normalerweise auch Emil und Pia zur Schule brachte. Heute fuhr er ohne sie. Und auch Felix Kowalsky, Physiklehrer am Heinrich-Böll-Gymnasium,

würde heute zu spät zum Unterricht kommen. Eine Blamage für den Studienrat, der von seinen Schülern strikte Pünktlichkeit verlangte. Nur den beiden jungen Leuten mit den Fahrrädern war das alles egal. Sie saßen auf einer der Bänke und turtelten miteinander.

An dieser Reling hatte schon ihr Vater während der Überfahrt gelehnt. Manchmal, wenn er sie mit auf die Fähre genommen hatte, dann hatten sie hier nebeneinandergestanden, die Arme auf dem Geländer, den Blick auf dem Fluss. Guck mal da, eine Forelle, hatte er dann gesagt und ins Wasser gezeigt, und Sara hatte den Rauch seiner Selbstgedrehten eingesogen, hatte den Vater neben sich gespürt und hatte sich gut gefühlt.

Mieke Petersen kam zu ihr herüber und stützte sich neben ihr auf das Metallgeländer. Ihre dünnen grauen Haare wehten im Fahrtwind, die Hände hatte sie gefaltet. Sara genoss die Nähe zu der alten Frau. Es war eine Nähe, die einfach da war und die nicht viele Worte brauchte. Sie mochte das.

Saras Leben wäre anders verlaufen, wenn Mieke Petersen nicht gewesen wäre. Die Grundschullehrerin hatte ihren Eltern empfohlen, Sara aufs Gymnasium zu schicken. Ihre Mutter war sofort dafür gewesen, aber Paul Harmsen wollte das nicht. Ein Mädchen? Wozu sollte das gut sein? Begabung hin oder her. Es kränkte den Fährmann, dass seine Tochter klüger war als er. Dass sie dauernd die schlaunen Wälzer aus der Stadtbibliothek anschleppte und darin las, wo sie ging und stand. Als Mieke Petersen bei ihnen zu Hause auftauchte, ließ sich Paul Harmsen nur widerwillig auf ein Gespräch mit der

Lehrerin ein. Fast eine Stunde blieben die beiden in der guten Stube. Als sie wieder herauskamen, hatte Mieke den Fährmann umgestimmt. Mit der Sturheit und dem Scharfsinn, für die sie im ganzen Dorf berüchtigt war.

»Wir brauchen Regen.« Mieke schaute ein Stück flussabwärts, dorthin, wo die Steine schon gefährlich nah unter der Oberfläche aufragten. »Sonst läufst du noch auf Grund mit deiner Fähre. Und das Korn vertrocknet uns auf den Feldern.« Sie deutete mit dem Kopf zum Ufer rüber.

Sara nickte. Der Pegel war schon seit Tagen im kritischen Bereich. Jeden Morgen schaute sie als Erstes auf die Markierung an der Ufermauer, und jedes Mal war der Wasserspiegel ein Stück weiter gesunken. Der einzige Vorteil war, dass keine Motorboote mehr fuhren. Es war ruhiger geworden auf dem Fluss.

Mieke räusperte sich und warf ihr einen Seitenblick zu. »Es wird sich wie ein Lauffeuer in Erlengrund rumsprechen, dass die Fähre heute nicht rechtzeitig gefahren ist. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Sie hatte ja recht. Kowalsky würde es genüsslich herumerzählen und würde damit Öl ins Feuer der Brückenbefürworter gießen. Sara folgte Miekens Blick bis zu der Stelle, wo die gemächliche Strömung, durch die ihre Fähre glitt, in ein Rauschen und Gurgeln überging. Hier verengte sich das Flussbett, weil es sich zwischen zwei bewaldeten Hügeln hindurchzwängen musste. Bei starkem Niedrigwasser ragten an dieser Engstelle einzelne Steine aus dem Fluss auf. So wie jetzt. Nadelöhr, so hatte ihr Vater diese Stelle immer genannt. Genau

dort, an der schmalsten Stelle des Flusses, sollte eine Brücke gebaut werden. Oder besser gesagt: Ein Teil des Dorfes wollte, dass hier eine Brücke hinkam. Alexander Ahlhausen gehörte zu diesem Teil, der Ortsbürgermeister von Erlengrund. Genauso wie Felix Kowalsky und die Leute vom Verein *ProBrücke*. Seit Jahren drängten sie Sara, das Stück Land zu verkaufen, das außerhalb ihrer Umzäunung lag. Es grenzte direkt an das Nadelöhr an und wurde für die Brücke benötigt.

Mieke räusperte sich. »Du weißt, dass ich auf deiner Seite stehe, Schätzchen.« Sie tätschelte Saras Arm. »Die Fähre, das Haus, dein Land, das wäre alles nicht mehr dasselbe, wenn hier eine Brücke hinkäme. Seit vier Generationen betreibt deine Familie die Fähre. Das gibt man nicht mal eben auf. Es ist dein Leben. Und es ist dein Broterwerb. Außerdem wäre diese Brücke ein Fluch für unser Dorf und kein Segen, wie sie es uns einreden wollen. Tourismus soll sie bringen, dass ich nicht lache. Erlengrund braucht keinen Tourismus. Erlengrund braucht seine Ruhe. Das Ganze ist ein Millionengrab. Und das in Zeiten, in denen das Geld an allen Ecken und Enden fehlt.« Sie schüttelte den Kopf.

Sara war froh, Mieke so reden zu hören.

»Du meine Güte, was war der Kowalsky eben auf hundertachtzig«, fing Mieke wieder an und schüttelte den Kopf. »Weißt du, was er gesagt hat?« Sie beugte sich vor. »Es kann doch nicht sein, dass eine einzelne Frau die Brücke für ein ganzes Dorf verhindert, hat er gesagt. Enteignen müsste man die. Mit Bürgermeister Ahlhausen müsste man sprechen.«

Sara schoss das Blut ins Gesicht. Was fiel diesem Idioten ein? Es war ihr Land, es war ihre Entscheidung. Und wenn die Leute keine Lust auf ihre Fähre hatten, dann mussten sie ja nicht damit fahren. Dann konnten sie die Brücke in Niederbreden nehmen, fünfzehn Kilometer flussabwärts. Sollten sie ihre Brücke doch bauen, wo sie wollten, aber nicht hier.

»Mach dir nicht zu viele Gedanken wegen Kowalsky«, raunte Mieke ihr zu, als sie schon fast das andere Ufer erreicht hatten. »Der bellt, aber der beißt nicht. Viel gefährlicher ist Ahlhausen, vor dem musst du dich in Acht nehmen. Der will sich mit dieser Brücke ein Denkmal setzen. Ich sehe den Schriftzug schon vor mir: Bürgermeister-Ahlhausen-Brücke.«

Sara nickte, Mieke hatte recht. Kowalsky stänkerte rum, Ahlhausen dagegen hatte politischen Einfluss. Auf die Nerven gingen ihr beide. Aber jetzt musste sie erstmal das Anlegemanöver einleiten, damit Mieke Petersen und die anderen Fahrgäste von Bord gehen konnten.

Es dauerte ein paar Überfahrten, bis Sara sich beruhigt hatte. Die gewohnten Handgriffe lenkten sie ab. Leute kamen, Leute gingen, Sara setzte ihr Sprich-mich-bloß-nicht-an-Gesicht auf und vertiefte sich in ihr Buch, so oft es ging. Die Überfahrt dauerte nur ein paar Minuten. Und wenn sie An- und Ablegemanöver abzog, dann blieb kaum Zeit zum Lesen übrig. Sie las ihre Bücher in kleinen Häppchen, aber sie hatte sich an dieses Intervalllesen gewöhnt. Sara fuhr nicht nach einem festen Fahrplan, sondern nach Bedarf. Wenn an keinem der beiden Ufer Passagiere warteten, dann hatte sie längere Pausen, in denen sie schon mal zwanzig oder dreißig Seiten am Stück lesen konnte. Das kam vor allem an regnerischen Tagen vor. Aber an Regen war heute nicht zu denken.

Gegen Mittag wurde es so heiß, dass sie während der Überfahrt konsequent im Schatten ihres Verdecks blieb. Sie trank viel und bewegte sich wie in Zeitlupe, Luna lag apathisch und mit heraushängender Zunge da und hechelte schnell. Ihre Mittagspause verbrachte sie am schattigen Ufer und mit den Füßen im Wasser. Erst am Nachmittag ließ die Hitze nach und Sara setzte Radwanderer mit Packtaschen an ihren E-Bikes über den Fluss, papageienbunte Rennradfahrer, Familien, die ihren

quengelnden Nachwuchs im Fahrradanhänger durch die Landschaft kutschierten und sich von der Überfahrt eine kleine Abwechslung versprachen. Dazu kamen die Leute aus Erlengrund, die zum Arzt, zum Supermarkt oder zum Spaßbad in die Stadt fuhren, die dort Schuhe kauften oder ihre Freunde und Verwandten auf der anderen Seite des Flusses besuchten. Ein ganz normaler Tag eben.

Als die Uhr unter ihrem Verdeck halb sechs zeigte, war es genug für heute. Sie würde noch die drei Radfahrer auf der anderen Seite absetzen, dann würde sie zurück zu ihrer Anlegestelle fahren und die Fähre am Ufer vertäuen. Zum Abendessen würde sie sich einen Salat mit Ei machen.

Sara sah rüber zum anderen Ufer und genoss den Fahrtwind, der ihr über das Gesicht strich. Da drüben wartete niemand mehr auf sie. Wie es aussah, würde sie ihre letzte Fahrt leer machen. Sie war schon mitten im Anlegemanöver, als sie den jungen Mann bemerkte, der den Weg zum Fähranleger herunterkam und dabei das eine Bein nachzog. Er war komplett schwarz gekleidet, eine knielange Hose mit aufgesetzten Taschen und ein Kapuzenshirt mit weißem Aufdruck. Die Kapuze hatte er tief ins Gesicht gezogen. Obwohl er humpelte, wirkte er gehetzt und sah sich beim Gehen immer wieder um. Anscheinend gab es doch einen Passagier für die letzte Überfahrt dieses Tages.

Als er näher kam, erkannte sie, wie zerschlissen seine Kleidung war. Da waren Flecken auf seiner Hose, im Ärmel seines Shirts war ein Loch. Die drei Radfahrer

hatten die Fähre kaum verlassen, da stolperte die hochgewachsene Gestalt mit der Kapuze auf dem Kopf auch schon über den Metallsteg an Bord. *No nation, no border, fight law and order*, stand auf seinem Sweatshirt. Das Ding war viel zu warm für diesen Tag. Auch Luna hatte den Mann bemerkt. Mit geducktem Kopf schlich sie um ihn herum und nahm Witterung auf. Plötzlich fing sie an zu bellen, tief und grollend. Das tat sie sonst nie. Was hatte sie denn?

Der Kapuzenmann blieb einen Moment lang vor dem bellenden Hund stehen, dann machte er einen Bogen um Luna, lehnte sich mit dem Rücken an die Reling und sackte zu Boden. Er war am Ende seiner Kräfte, das war nicht zu übersehen. Seine Waden waren zerkratzt, so als wäre er mit seiner kurzen Hose durch Dornengebüsch gelaufen. Er schaute zu Sara auf. Über der linken Augenbraue hatte er eine Platzwunde, ein blutverkrusteter Spalt, der unter der Kapuze hervor lugte, es sah schlimm aus. Der Rest seines Gesichts blieb im Schatten verborgen.

Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Ein Fahrgast mit einer Verletzung. Brauchte er Hilfe? Welche Unannehmlichkeiten würde sie sich einhandeln, wenn sie jetzt anfang, sich um diesen Typen zu kümmern? Wollte sie das, so kurz vor Feierabend? Nein, das wollte sie nicht. Sie wollte einfach nur nach Hause, sie wollte ihre Ruhe haben.

Der junge Mann räusperte sich. »Entschuldigen Sie bitte, würde es Ihnen etwas ausmachen ... also, könnten Sie ...« Er hatte eine hohe, beinahe kindliche Stimme,

weich und melodios. »Könnten Sie vielleicht ablegen? Das wäre ziemlich cool.«

Sonst noch was? Wollte dieser Typ jetzt darüber bestimmen, wann sie losfuhr? Das ging entschieden zu weit, Verletzung hin oder her.

»Wir legen ab, wenn es so weit ist.«

Der Kerl hatte noch nicht mal bezahlt. Sie baute sich vor ihm auf und sah auf ihn herunter: »Das macht einen Euro.«

Ihr seltsamer Fahrgast verschränkte die Arme auf den angewinkelten Knien und legte seinen Kopf darauf ab. Unter seiner Kapuze schüttelte er den Kopf.

»Bitte, ich habe kein Geld«, murmelte er. »Könnten Sie mich einfach so übersetzen?«

Luna strich um ihn herum und schnupperte misstrauisch.

Was sollte sie machen? Sollte sie sagen: Ohne Geld keine Überfahrt und jetzt runter von meiner Fähre? Oder war es klüger, ihn ohne Bezahlung überzusetzen und darauf zu hoffen, dass er auf der anderen Seite von Bord humpelte und auf Nimmerwiedersehen verschwand?

»Also schön.« Sie nickte. »Ausnahmsweise.«

Leon hätte den Hund am liebsten über Bord geworfen. Die ganze Zeit schlich der braunschwarze Fellhaufen um ihn herum, beschnüffelte ihn misstrauisch und ließ ihn nicht aus den Augen. Er war sowieso schon komplett erledigt und jetzt noch dieser Köter! Konnte die Fährfrau nicht endlich starten, worauf wartete die denn noch? Leon kauerte reglos auf den Schiffsplanken, um den Hund nicht zu reizen. Als er sich die Kapuze tiefer ins Gesicht ziehen wollte, fing der Hund an zu knurren und zeigte seine Zähne.

»Luna, aus! Bei Fuß!«

Die Fährfrau lehnte unter einer Art Verdeck an der Reling und zeigte gebieterisch neben sich auf den Boden, der Hund folgte ihr aufs Wort.

Wie lange war Leon nicht mehr hier gewesen? Acht Jahre? Zehn? Das Boot kam ihm heute viel kleiner vor, eine Nussschale, geradezu winzig. Damals war er fast jeden Tag mit dieser Fähre gefahren, der grimmige alte Fährmann hatte ihm Angst gemacht. Die Frau, die heute die Fähre bediente, hatte er noch nie gesehen. Sie trug ein grünes Stirnband und ein kariertes Hemd, eine Latzhose schlackerte um ihren sehnigen Körper. Leon schätzte, dass sie so alt war wie seine Mutter, nur dass seine Mutter in Pumps und schicken Kostümen

herumlief und niemals solche Klamotten angezogen hätte. Das Gesicht der Frau war schmal und scharf geschnitten und wurde von einem verstrubbelten rotbraunen Haarschopf eingerahmt. Ihr Blick war abweisend, ihre Hände waren erstaunlich groß und schienen nicht zum Rest zu passen. Sie war nicht unbedingt schön, aber sie wurde von einem rauen Charme umgeben, dem sich Leon trotz seiner Erschöpfung nicht entziehen konnte. Gebannt verfolgte er die fließenden Bewegungen, mit denen sie die Handgriffe auf der Fähre erledigte.

Ein stechender Schmerz schoss durch seinen Schädel und erinnerte ihn an seinen Sturz. Daran, wie die Blätter und Zweige im Morgenlicht an ihm vorbeigerauscht waren, an den Aufprall auf dem Waldboden. Um ihn herum das Chaos, das Gebrüll und Gerenne, die Sprechchöre oben in den Bäumen, das berstende Holz, der Qualm. Es grenzte an ein Wunder, dass er unbemerkt aus diesem Irrsinn entkommen konnte.

»Was trinken?« Die Fährfrau hielt ihm eine Wasserflasche hin. Ihre kräftigen Hände sahen nach Arbeit aus, die Nägel hatten schwarze Ränder. Sie blickte zu ihm herunter, als wäre er ein seltenes Tier, das ihr zugelaufen war, ein Tier, von dem sie nicht so genau wusste, ob es harmlos oder gefährlich war. Oder war das der Blick, mit dem sie alles und jeden ansah?

Leon hatte einen Mörderdurst. Er war durch die Glut Hitze gehumpelt und hatte sich stundenlang in einem Stall versteckt, bis kein Martinshorn mehr zu hören war und das Hin und Her der Polizeiautos aufgehört hatte. Erst dann war er weitergelaufen, über Feldwege und

Nebenstraßen, immer mit der Angst, dass die Bullen plötzlich aufkreuzen konnten. Seit heute Morgen hatte er keinen Tropfen getrunken. Gierig ließ er den Inhalt der Flasche in sich hineinlaufen, es fühlte sich an, als müsste er eine Wüste in seinem Inneren bewässern, ein Trockengebiet, das nun endlich wieder zum Leben erwachte.

»Danke.« Er wischte sich über den Mund und gab ihr die Flasche zurück. Da war eine feine Narbe im Gesicht der Frau. Vom Wangenknochen bis zum Kinn lief sie über ihre linke Gesichtshälfte, es sah heftig aus.

»Das muss genäht werden.« Sie deutete auf seine aufgeplatzte Augenbraue. »Du brauchst einen Arzt.«

Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Ein Arzt, der Fragen stellte. Der vielleicht von der Sache im Uhlendorfer Forst gehört hatte und bei der Polizei anrief.

»Hören Sie, ich ...«

Leon hatte Mühe, sich aufzurichten. Er kniete sich auf die Planken und zog sich mit beiden Händen an einer der Sitzbänke für die Passagiere hoch. Sein Kopf pochte und fühlte sich an, als würde er auseinandergerissen, aber schließlich stand er schwankend vor ihr und sah direkt in ihre grünen Augen.

»Bitte, keinen Arzt.«

Einen Moment lang fragte er sich, ob er ihr einfach alles erzählen sollte. Von der Zeit im Wald, davon, wie die Bullen heute früh im Morgengrauen angerückt waren, wie schlimm das gewesen war, als sie in den Wald seiner Kindheit eingefallen waren wie eine feindliche Armee. Aber diese Frau würde es nicht verstehen. Genauso wenig wie seine Eltern. Oder wie all die anderen Leute,

die in ihrem Leben festhingen wie in einem Kreisverkehr ohne Ausfahrt, die ihre Jobs machten, sich um ihre Kinder kümmerten, die ihren Rasen mähten und in den Urlaub fuhren. Die auf ihre Smartphones schauten, um sich bestätigen zu lassen, was sie sowieso schon dachten.

Als er nach seinem Sturz durch Felder und Wiesen gehumpelt war, war er sich verloren vorgekommen. Wo die anderen jetzt wohl waren? Hoffentlich ging es ihnen gut. Wenn es ganz blöd gelaufen war, dann waren sie auf der Polizeiwache gelandet und man hatte sie in eine Zelle gesteckt. Oder jemand von ihnen lag verletzt im Krankenhaus. Genauso gut konnte es aber auch sein, dass sie längst wieder in Hamburg waren. Wie gern hätte er Isy angerufen. Oder Gorki. Aber er hatte kein Handy. Und Geld hatte er auch nicht. Wie sollte es denn jetzt weitergehen? Wo sollte er heute Nacht bleiben? Verdammt noch mal, er war komplett am Arsch.

»Abfahrt«, rief die Frau.

Leon sah, wie sie unter ihrem Verdeck einen Hebel umlegte, der aus dem Boden aufragte. Kurz darauf setzte sich die Fähre geräuschlos in Bewegung.

Die Wunde an seiner Schläfe hämmerte wie eine Hundertschaft, die über Asphalt marschiert. Vielleicht hatte die Frau doch recht, vielleicht musste das wirklich behandelt werden. Ihm wurde schwindelig und ein bisschen übel. Plötzlich schwankte das Deck der Fähre unter seinen Füßen, er suchte nach Halt. Und dann wurde es schwarz um ihn herum.